

Walter Hampele, *Augen im Fels. Gedichte*, Gerabronn, Crailsheim (Hohenloher Druck- u. Verlagshaus) 1995. 88 S.

Walter Hampele legt abermals einen Band hochsprachlicher Gedichte vor. Er trägt den Titel „Augen im Fels“. Das klingt zunächst rätselhaft hermetisch. Doch das Gedicht „Höhen“, dessen Anfangszeile zum Titel des Bandes geworden ist, klärt auf. Die Rede ist von Felsenhöhlen in steiler Wand, wo Menschen seit jeher Schutz suchen, wo sie ihre heiligen Schriften in Tongefäßen vergruben wie in den Höhlen von Qumram. Das Gedicht endet:

Augen im Fels,
von Tränen erblindet,
Trauer wohnt unter
dem versteinerten
Bogen der Braue

Das ist im wahren Sinne des Wortes lapidar gesagt, wie gemeißelt, in beherrschter Verknappung die Quintessenz des Gedichts, dessen vorhergehende Abschnitte von unterschiedlicher Zeilenzahl eher im Ton eines erinnernden Parlanto gehalten sind. Das Auge, der Blick hat in den Gedichten Walter Hampelses Vorrang, das Geschaute, das Licht. Man möchte die meisten von ihnen Augen-Blicke nennen. Im Gedicht gewinnen sie Gestalt und Dauer. Zum Beispiel im folgenden:

SEE
Schwarz spiegelt
das Auge Manitous
den Himmel
aus der Tiefe.

In der gebändigten Kürze, an ein japanisches Haiku erinnernd, spricht das Gedicht „Morgen“.

Der Horizont
öffnet die Lider.
Sein Blick
blendet.

Nur die Überfülle des Lichts blendet, läßt einen die Augen schließen. In seiner gebändigten Klarheit inszeniert er uns südliche Landschaft, ein archaisches Bild:

PAN
Zwischen Ziegen
am Berg
im Pinienschatten
ruht mit dem Hirten
Pan im flirrenden Licht.

Eine klassische Miniatur, eine arkadische Szene. Es ist aber nicht der verspielte oder nostalgische Rückblick, es ist der bestimmte „Augenblick“, der in seiner klassischen Schlichtheit den Mythos und damit das Zeitlose streift. Im hellen i-Laut, der siebenmal vorkommt, durchstrahlt das Licht das Gedicht. Im Anfang der vierten Zeile kontrastiert das tiefe u in „ruht“ die folgenden i-Laute, die im „flirrenden Licht“ ihren Höhepunkt haben.

Nicht wenige Gedichte enden mit dem Wort „Licht“, eines hat es zum Titel.

LICHT

Städte
baden im Licht,
und Dörfer
sonnen sich
im Ocker
und versilbertem Grün

Licht
erfüllt die Landschaft,
erleuchtet
die Welt von innen
und spannt
Brücken aus Glanz
über die blauen
Buchten des Meers.

Das Licht legt die Landschaft an in Feldern von Farben. Da die Helle des Gemäuers von Städten und Dörfer, das Ockerbraun des nackten Bodens, das Silbergrün der Olivengärten. Licht durchfränkt die Landschaft, sie strahlt gleichsam von innen, und ihre Strahlen überwinden mühelos die Meeresbuchten.

Bei aller auf das Notwendigste reduzierten Form der Gedichte leben sie oft von einer raffinierten Antithetik. So in „Wüstenstraßen“:

Nicht Knochen
verdursteter Tiere,

Autowracks säumen
die Karawanenstraßen

in Blumenfeldern
aus Plastikfetzen.

Oder im Gedicht „Frieden“:

Shalom,
ein Wunsch
mit der Pistole im Halfter.

Der Friede Gottes
als Hoffnung
aus Angst.

Ein kunstvolles Spiel mit Alliteration, Assonanzen und dem sprachlichen Rhythmus zeichnet das Gedicht „Klöster“ aus:

Sanft tragen
die Kuppeln der Klöster
den Himmel,
der als Mosaik
innen die Betenden schützt.

Der ansteigenden Rhythmus geht bis zu „Himmel“, dann fällt er bis zum Ende der daktylisch gestalteten Schlußzeile. Aus den Kuppeln werden mit Mosaik ausgekleidete Schalen. Schützend bergen sie die Frommen.

Immer wieder ist zu bewundern, mit wie wenig Worten, mit einem Minimum an sprachlichem Aufwand, ein Maximum an Wirkung erzielt wird, allein durch die evokative Kraft des Gedichts.

ROCKY MOUNTAINS

Felsentürme versperren
den Horizont,

Wolken belagern
den Himmel.

Das Gedicht besteht lediglich aus acht Worten, zu vier Zeilen angeordnet, und doch, auf das Wesentliche reduziert, zaubert es das Panorama der gewaltigen Landschaft vor das innere Auge.

Kein Zweifel, Walter Hampele steht auf der Höhe seines lyrischen Schaffens. Er hat eine Klarheit und Knappheit der Aussage erreicht, eine faszinierende Treffsicherheit. Die Gedichte sind wie aus Quadern gefügt, jedes dieser Bauteile ist unersetzlich und damit notwendig. Das läßt sich von den wenigen längeren Gedichtem, die mit einem eher lockeren Parlando aufwarten, nicht unbedingt sagen. Ihre Qualität ist eine andere. Das manchmal wie beiläufig Gesagte könnte den Anschein einer gewissen Beliebigkeit wecken, wäre da nicht auch der bewußte Formwille des Dichters zu spüren, wenn man näher hinblickt.

Den meisten Gedichten wird man einen hohen Rang zuerkennen müssen und damit die Meisterschaft des Autors bestätigen.

H. Malecha

Wilhelm Staudacher, Kleinstadtgeschichten, Zweiter Band. Mit Scherenschnitten von Alice Staudacher-Voit, Uffenheim (Verlag Seehars) 1997. 112 S.

Wie schon im ersten posthum veröffentlichten Erzählband der „Kleinstadtgeschichten“ deckt Wilhelm Staudacher im zweiten Band alte Erinnerungen auf und schildert originelle kleinstädtische Zeitgenossen seiner Kindheit und der späteren Jahre des Wirkens für die Heimatgemeinde Rothenburg ob der Tauber. Er war ihr Stadtkämmerer bis zur Pensionierung und blieb ihr darüber hinaus eng verbunden. Der gar nicht so sehr betagte Dichter, der an einem Julitag des Sturmjahres 1995 verstorben ist, hat sich die Frage gestellt, ob man heute noch über Heimat, über menschliche Originale, gar über versteckte Idyllen oder makabere Begebenheiten aus den Dreißiger und Vierziger Jahren unseres Jahrhunderts schreiben kann, ohne in den Ruf eines nostalgischen Plauderers zu geraten. Seine Antwort war ein Ja, denn scheinbar war jene Zeit ereignisreicher als das Heute, das von öden Formalismen, kalten Kommentaren und tiefer Vereinsamung geprägt ist, sich aber gleichzeitig mit dem Begriff Demokratie schmückt.

Wilhelm Staudacher hat sich sein Unterfangen nicht leicht gemacht, aber es in schwebender Leichtigkeit gemeistert. Er hat darauf verzichtet, den Moralapostel mit drohendem Finger zu spielen, hat aber bei manch verstocktem Gassenschleicher seiner Vaterstadt nicht mit entlarvender Kritik gespart. Am schönsten und bewegtesten ist ihm unter der Überschrift „Ein gesegnetes Leben“ die Schilderung der Persönlichkeit seiner Mutter gelungen.

Die Leserschaft, die in den beiden einer – seiner – Kleinstadt gewidmeten Erzählbänden Wilhelm Staudachers lediglich gemütvolle Schmunzelreminiszenzen sehen will, geht irre. Ihr fehlt der beste Stadtführer: Mitgefühl. Und dessen Anhang: Fantasie.

Alice Staudacher-Voit hat das Buch illustriert und beweist wie im ersten Band der Kleinstadt-Geschichten ihre Ausdrucksstärke als Meisterin der Scherenschnitte.

D. Wieland